Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 7-8

Artikel: Gottfried Keller und die Rechtschreibung
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419839

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

— gewiß nicht zum Nachteil. Doch gab Keller den Kampf gegen das Wörtchen als aufregend und aussichtslos auf; auch erhielt er die spätern Probebogen nicht mehr.

Was uns aber bei diesen sprachlichen Verbesserungsbemühungen noch besonders fesselt, ist die Tatsache, daß er sich, wie schon früher bei der Neuauflage des ersten Seldwylerbandes (worüber wir schon in Nr. 11/12 des Jahrgangs 1921 berichtet), auch im „Grünen Heinrich" die Reinigung von Fremdwörtern hat angelegen sein lassen. Wie er dort (in „Pankraz") aus der „Confusion" eine „Verwirrung" machte, aus einem „noblen" Weib ein „edles", aus einer „Arrondierung" eine „Abrundung", (in „Frau Regel Amrein") aus dem „Rebenspalier" eine „Rebenlaube", so wird hier aus dem „Contrakt" ein „Vertrag", aus einer „isolierten" Stellung eine „einsame", aus „Etikette" „Sitte", aus einer „Scene" ein „Auftritt", aus „brüskieren" „rasch zupacken", aus „regulieren" „ordnen" usw. Freilich meint der gelehrte Herausgeber, gleich ein Sicherheitsventil anbringen zu müssen gegen die Gefahr, daß sich ein Leser Kellern zum Muster nehmen und sich zur Sprachreinigung bekennen könnte. Er fügt nämlich die Bemerkung bei, diese Verdeutschungen seien nicht geschehen „mit dem Fanatismus eines Xenophoben". Gewiß nicht; auch hätte Keller kaum gewußt, was eine Xenophobe ist; sicher hätte er selbst nicht so gesagt, sondern etwa: „Übereifer eines Fremdwortjägers". (Ein Xenophobe ist, wer Fremdes fürchtet.) Daß er aus „jovialen" Einladungen „kordiale" machte, also das Fremdwort durch ein anderes Fremdwort ersetzte, ist begreiflich; „herzlich" hätte zu herzlich geklungen. Und wenn er sogar einmal ein deutsches Wort durch ein fremdes ersetzt, nämlich „Gegend" durch „Lokalität", so geschieht das in der Darstellung seiner Lehrzeit unter dem „Schwindelhaber" und ist nicht der einzige Fall, wo Keller das Fremdwort benutzt, um Falsches von Echtem zu unterscheiden. So auch in den Entwürfen zum „Grünen Heinrich" in dem Satze: „Ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding".

Wir sind Jonas Fränkel Dank schuldig für die sorgfältige Kleinarbeit in der sprachlichen Vergleichung der verschiedenen Ausgaben. Sie beweisen, daß Keller an seiner Sprache nicht so fein gefeilt hat wie Meyer (dessen „leiser Hang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles" ihn ärgerte), aber doch viel feiner als Gotthelf. Jawohl, staatsmäßig hat er geschrieben, unser Staatsschreiber.

Gottfried Keller und die Rechtschreibung.

Im Anhang zu den „Gesammelten Gedichten" (Bd. II, 2) spricht der Herausgeber Fränkel schließlich noch von Kellers Stellung zur Rechtschreibung, die auch in den zu des Dichters Lebzeiten erschienenen Werken durchaus nicht einheitlich war. Keller lebte und schrieb in einer Zeit, da die deutsche Rechtschreibung sich „aus jahrhundertealter Verwahrlosung" befreite und vereinfachte, und er unterstützte diese Bewegung, ging ihr sogar stellenweise voran. Er war gewohnt, am Ende einer Silbe auch nach t die Dehnung durch h anzudeuten (z. B. roth, Rath), aber schon beim Druck der Erstausgabe des „Grünen Heinrich" (1854/5) ließ er dieses h tilgen, was dann ja auch die amtliche Regelung von 1880 allgemein durchgeführt hat. Ihm selber entschlüpft noch in den achziger Jahren hie und da ein th, aber dann streicht er das h durch, manchmal das ganze Wort, das er dann nochmals, aber ohne h schreibt. In seinem Eifer tut er das sogar bei Thron und Äther, also bei Fremdwörtern (wenn man „Thron" als solches bezeichnen will), wo das h 1880 geschützt wurde, weshalb er es in seinem Handexemplar der Gedichte dann wieder handschriftlich einsetzte. Auch andern Vereinfachungsvorschriften stimmte er — im Gegensatz zu seinen Altersgenossen Storm, Heyse, Meyer — zu und schrieb z. B. an Heyse (1882), allen „Todtenbeinen" werde „unbarmherzig das weichliche Knorpelfutter des d weggeschlagen". Auch die Verdoppelung der Selbstlaute, z. B. in „Schaar", verschwindet, und der in Fremdwörtern sonst so beliebte Buchstabe C muß dem K weichen; der Camerad wird also Kamerad und der Tact Takt. Er schreibt etwa nach alter Gewohnheit noch Wildniß, ersetzt dann aber das ß durch ein s. Früher gab es Zeitwörter auf —ieren und solche auf —iren, und Keller machte die Unterscheidung in der Schrift noch gewohnheitsmäßig mit; der Setzer folgt ihm darin, muß dann aber regelmäßig nach des Verfassers Anweisung noch ein e einschieben, wo es fehlt. Auch in der Zusammenschreibung der Wörter macht er mit: „Recht tun" wird „rechttun", „zu Handen" wird „zuhanden". Er sieht eben voraus, daß diese Vereinfachungen nicht bloß vernünftig sind, daß sie auch durchdringen werden, und will vermeiden, daß die Schrift seiner Bücher nach wenigen Jahren jüngern Augen als „zopfig und ungeschickt" erscheine. Noch beim Abdruck seines letzten Werkes wirft der Schweizer dem reichsdeutschen Herausgeber der „Deutschen Rundschau", in der „Martin Salander" erschien, Rückständigkeit in der Rechtschreibung vor. Da Keller also offenbar für Vereinfachung und Vereinheitlichung (um nicht zu sagen: Gleichschaltung) der Schreibweise war, hatte Fränkel ganz recht, wenn er die Wortbilder den heutigen Vorschriften anpaßte, außer wo durch die Schreibweise die alemannische Herkunft bezeichnet wurde, wenn das nicht gar zu ungewohnte Wortbilder ergab. So hat Keller als Alemanne immer „Kaffe" geschrieben; auch seine Schreibweise „wol" läßt sich so erklären; wenn er dann aber folgerichtigerweise auch „sowol" und „obwol" schrieb, so läßt sich das kaum mit seinem Alemannentum rechtfertigen, denn in urchigem Schweizerdeutsch kommen diese Wörter gar nicht vor, und der Herausgeber beging keinen Verrat, wenn er „wohl, sowohl und obwohl" drucken ließ.

Nicht dieselbe Sorgfalt wie der Schreibweise widmete Keller den Satzzeichen. Wenn er nicht unmittelbar für den Setzer schrieb, hielt er sich nicht mit Beistrichen auf (so kann man nämlich sagen für „Komma"). Schrieb er für den Druck, so hielt er sich an die Schulregeln und die Logik. Sein Grundsatz war, wie er zu Auerbach äußerte: man solle so schreiben, daß, wenn alle Satzzeichen verloren gingen, der Stil dennoch klar und ausdrucksvoll bliebe.

Schweizerdeutsches über Gottfried Keller.

Die „Zürcher Illustrierte" hat zum Gedenktag eine in Wort und Bild sehr gut und schön ausgestattete Sondernummer herausgegeben. Etwas peinlich wirkt darin nur die Umfrage, die die Schriftleitung an etwa zwanzig nach Alter, Beruf, Geschlecht usw. verschiedene Volksgenossen gerichtet hat, um zu erfahren, wie weit Keller geistiger Besitz des Volkes sei. Wenn aber, wie die Vorbemerkung richtig erklärt, „diese Stichproben nicht stichhaltig" sind, warum sie denn veröffentlichen? Das wäre sicher nicht im Sinne des Dichters gewesen. Peinlich wirkt stellenweise auch das Schweizerdeutsch, das dabei entstand; denn die Fragen waren in Mundart gestellt und wurden (außer vom Schauspieler) in mehr oder minder urchigem Schweizerdeutsch beantwortet